

btb

Buch

London im frühen 18. Jahrhundert: Benjamin Weaver, schlagkräftiger Ex-Boxer mit zweifelhafter Vergangenheit und listenreicher Privatdetektiv, wird zum Tode verurteilt – wegen eines Mordes, den er nicht begangen hat. Und in einem Prozess, bei dem der vorsitzende Richter alles andere als unparteiisch zu sein scheint. Doch durch glückliche Umstände gelingt ihm die Flucht aus dem Kerker. Nun setzt er alles daran, seine Unschuld zu beweisen. Dazu benötigt er all seinen Scharfsinn – und eine neue Existenz. Als vermeintlicher Plantagenbesitzer versucht er, seinen Gegnern auf die Schliche zu kommen. Ein gefährliches Unterfangen, denn Weaver ist nicht der Einzige, der ein falsches Spiel treibt in der vornehmen Londoner Gesellschaft ...

Autor

David Liss, Jahrgang 1966, ist der Autor des höchst erfolgreichen historischen Kriminalromans »Die Papierverschwörung«. Für sein Debüt wurde er mit dem renommierten Edgar-Award ausgezeichnet. David Liss lebt mit seiner Frau und seiner Tochter in San Antonio, Kalifornien.

David Liss bei btb

Die Papierverschwörung. Roman (73068)

Der Kaffeehändler. Roman (73363)

David Liss

Die Falschspieler

Roman

*Übersetzt von
Gerald Jung*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»A Spectacle of Corruption« bei Random House, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2006

Copyright © 2004 by David Liss

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004 by

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: Foto: Artothek/Meister Haarlemer,

Bildnis des Kaufmanns Lambert van Tweenhuysen.

Staatsgalerie im Schloss Schleißheim,

Bayerische Staatsgemäldesammlungen

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

EM · Herstellung: AW

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-73589-0

ISBN-13: 978-3-442-73589-1

www.btb-verlag.de

KAPITEL 1

Seit der Veröffentlichung des ersten Bandes meiner Memoiren bin ich auf eine Weise zum Spielball der öffentlichen Meinung geworden, wie ich es niemals vermutet hätte. Selbstverständlich habe ich weder Beschwerden noch Bedauern anzumelden, denn wer wie ich ins Licht der Öffentlichkeit tritt, hat keinen Grund, sich über die ihm entgegengebrachte Aufmerksamkeit zu beklagen. Eher sollte er dankbar dafür sein, dass die Öffentlichkeit ihren launischen Blick auf ihn zu richten geruht. Diese Wahrheit bezeugen die zahllosen Bände, welche in der Hölle eines jeden Schreiberlings – der Nichtbeachtung – schmachten.

Offen gesagt, habe ich mich sehr über die Anteilnahme gefreut, mit der die Leser die Berichte über meine frühen Jahre aufgenommen haben. Zugleich musste ich mich jedoch ein wenig wundern – und zwar über so manche Leute, die sich nach der Lektüre nur weniger Zeilen meiner Gedanken sogleich als gute Freunde betrachten und sich die Freiheit herausnehmen, mich einfach unverfroren anzusprechen. Und so ich keinen Fehl darin sehe, wenn jemand, der meine Worte so nachhaltig gelesen hat, dass er den Wunsch verspürt, einige Bemerkungen darüber zu verlieren, muss ich meiner Bestürzung über die Anzahl von Leuten Ausdruck verleihen, die meinen, sich ohne jegliche Rücksicht auf Anstand und Sitte ungestraft über jeden Aspekt meines Lebens auslassen zu dürfen.

Einige Monate nach der Veröffentlichung meines schmalen Büchleins nahm ich an einer Abendgesellschaft teil und sprach gerade von einem besonders üblen Verbrecher, den ich der Gerechtigkeit zu übergeben beabsichtigte. Woraufhin sich ein junger Bursche, den ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte, zu mir umdrehte und meinte, dieser Kerl sollte sich besser in Acht nehmen, sonst nähme es mit ihm noch das gleiche Ende wie mit *Walter Yate*. An dieser Stelle lächelte er affektiert, als hüteten er und ich ein gemeinsames Geheimnis.

Ich bekenne, dass ich derart verduzt war, dass ich mit keinem Wort darauf einging. Schon seit geraumer Zeit hatte ich nicht mehr an *Walter Yate* gedacht und hätte auch nicht vermutet, dass sein Name nach all den Jahren immer noch geläufig ist. Bald schon machte ich jedoch die Erfahrung, dass, wenn schon nicht ich selbst, so doch andere sich ihre Gedanken über diesen armen Burschen machten. Kaum vierzehn Tage später bemerkte ein anderer Herr, auch er für mich kaum mehr als ein Fremder, hinsichtlich eines Problems, dem ich mich gegenübergestellt sah, ich solle die Angelegenheit doch auf die gleiche Art und Weise angehen wie damals die Sache mit *Walter Yate*. Den Namen sprach er mit einem Nicken und einem verstohlenen Zwinkern aus, als mache uns dieses Losungswort, einmal ausgesprochen, sofort zu den verschworensten Kumpanen.

Im Allgemeinen störe ich mich nicht daran, wenn sich manche Leute auf Begebenheiten aus meiner Vergangenheit beziehen. Hingegen verwirrt es mich durchaus, wenn sie sich die Freiheit nehmen, über Dinge zu reden, von denen sie nichts verstehen, und sich obendrein die plumpeste Vertraulichkeit anmaßen. Es verwundert mich über alle Maßen, dass diese Leute, mögen sie von diesem Zwischenfall halten, was sie wollen, ihn mir gegenüber überhaupt erwähnen, und das auch noch in der allervernügtesten Stimmung. Macht man

sich denn beim Besuch eines fahrenden Zirkus über die gefletschten Zähne der Tiger lustig?

Nicht zuletzt deshalb bin ich zu dem Schluss gekommen, einen weiteren Band meiner Erinnerungen zu Papier zu bringen – um die Welt hinsichtlich ihrer falschen Vorstellungen über dieses Kapitel in meinem persönlichen Geschichtsbuch eines Besseren zu belehren. Ich wünsche, den Namen Walter Yate nie mehr auf gehässige oder verschwörerische Art und Weise vernehmen zu müssen. Nach allem, was ich weiß, hat dieser Mann nichts getan, was ihn zum Gegenstand verstohlenen Gekichers machen müsste. Deshalb sage ich an dieser Stelle, wahrheitsgemäß und ein für alle Mal, dass ich Mr. Yate zu keiner Zeit gewalttätig gegenübergetreten bin – schon gar nicht mit jener äußersten Gewalt, die, wie ich erfahren habe, die Welt mit diesen Vorfällen in Verbindung bringt. Des Weiteren bin ich, wenn ich die Öffentlichkeit noch eines anderen Missverständnisses berauben darf, der fürchterlichen Strafe für seine Ermordung nicht deshalb entgangen, weil ich mich einflussreicher Freunde aus den Kreisen der Regierung bedient hätte. Keines dieser Märchen entspricht der Wahrheit. Ich besaß von derlei Gerüchten keinerlei Kenntnis, weil sie mir bis vor kurzem niemand zugetragen hatte. Nachdem ich aber inzwischen ein paar Zeilen über mein Leben veröffentlicht habe, bin ich plötzlich jedermanns Freund. So lassen Sie mich Ihnen allen den Freundschaftsdienst erweisen, die Wahrheit über den Vorfall aufzudecken, und sei es nur aus dem Grund, dass anschließend nie wieder darüber gesprochen werden möge.

Walter Yate starb, nachdem man ihm mit einer Eisenstange den Schädel eingeschlagen hatte. Die Tat hatte sich nur sechs Tage vor dem Zusammentreten des Obersten Strafgerichts Seiner Majestät ereignet, so dass ich nach meiner Festnahme und während ich auf den Prozess wartete glücklicherweise

nur wenig Zeit hatte, mir über meine prekäre Lage Gedanken zu machen. Ich will ehrlich sein: Ich hätte diese Zeit besser nutzen können, aber ich rechnete in keinem Gedanken damit, dass man mich für ein Verbrechen verurteilen würde, das ich nicht begangen hatte – den Mord an einem Mann, von dem ich vor seinem Tod so gut wie nichts gehört hatte. Ich hätte damit rechnen sollen, aber ich tat es nicht.

Mein Vertrauen war so groß, dass ich mich des Öfteren dabei ertappte, überhaupt nicht zuzuhören, was bei meiner Verhandlung gerade gesagt wurde. Stattdessen ließ ich meine Blicke über die Gaffer schweifen, die sich am Ort der Verhandlung unter freiem Himmel drängten. An jenem Tag, von dem die Rede ist, nieselte es unaufhörlich, und die Februarluft war relativ kalt, was die Menge jedoch nicht vom Kommen abgehalten hatte, auch nicht davon, sich in die grob gezimmerten, ungehobelten Bänke zu quetschen, sich gegen die Feuchtigkeit zusammenzukauern und Augenzeugen dessen zu werden, was in den Zeitungen für einiges an Aufsehen gesorgt hatte. Die Zuschauer aßen mitgebrachte Orangen, Äpfel und kleine Lammpasteten, rauchten ihre Pfeifchen und schnupften ihre Prisen. Sie pissten in eigens dafür an den Ecken bereitgestellte Töpfe und warfen den Geschworenen ihre Austernschalen vor die Füße. Sie flüsterten und jubelten und schüttelten die Köpfe, als wäre das alles ein riesiges Kasperletheater, das allein zu ihrem Amüsement aufgeführt wurde.

Womöglich hätte ich mich als Objekt einer derartig ausgeprägten öffentlichen Neugier geschmeichelt fühlen dürfen, aber ich konnte dieser traurigen Berühmtheit nichts abgewinnen. Nicht, wenn *sie* nicht dort war, sie, die ich in meinem Kummer und meiner Not am liebsten gesehen hätte. Sollte ich verurteilt werden, so malte ich mir aus (natürlich nur in den romantischsten Farben, schließlich rechnete ich ebenso wenig mit meiner Verurteilung wie damit, dass man mich zum Ober-

bürgermeister wählen würde), dass sie zu mir käme und zu meinen Füßen weinte und mir sagte, wie Leid ihr das alles täte. Ich wollte ihre tränennassen Küsse auf meinem Gesicht. Ich wollte, dass ihre Hände, rau und trocken vom unablässigen verzweifelten Ringen, die meinen ergriffen und dass sie um Vergebung flehte und darum, meine Liebesschwüre wieder und wieder zu hören.

Das waren, wie ich sehr wohl wusste, nur mehr Wunschvorstellungen einer überreizten Fantasie. Sie würde nicht zu meinem Prozess erscheinen, und sie würde mich auch vor meiner möglichen Hinrichtung nicht besuchen. Es war ihr schlicht und einfach nicht möglich.

Miriam, die Witwe meines Cousins, die zur Frau zu nehmen ich beabsichtigt hatte, hatte sechs Monate zuvor einen Mann namens Griffin Melbury geheiratet. Ebendieser Mann war zu der Zeit meiner Verhandlung damit beschäftigt, sich auf seine Kandidatur als Tory bei der schon bald anstehenden Wahl in Westminster vorzubereiten. Als zur anglikanischen Staatskirche Konvertierte und Ehefrau eines Mannes, der sich einen Aufstieg zum prominenten Oppositionspolitiker erhoffte, stand es Miriam Melbury schlecht an, den Prozess eines gedungenen jüdischen Schlägers zu verfolgen, dem sie nicht einmal mehr durch verwandtschaftliche Beziehungen verbunden war. Sich zu meinen Füßen niederzuknien und mein Gesicht mit tränennassen Küssen zu bedecken entsprach wohl kaum dem Verhalten, zu dem sie sich unter welchen Umständen auch immer hätte hinreißen lassen. Jetzt, da sie sich einem anderen Mann versprochen hatte, würde so etwas erst recht nicht passieren.

Jedenfalls kreisten meine Gedanken in meiner schicksalhaften Stunde weniger um das möglicherweise bevorstehende Verhängnis, als vielmehr um Miriam. Ich schob ihr die Schuld zu, als könnte man sie für diesen absurden Prozess verantwortlich machen. Aber hätte sie mich geheiratet, so

hätte ich meine Jagd auf Langfinger womöglich sein lassen und mich nicht in die missliche Lage gebracht, die zu dieser Katastrophe geführt hatte. Mir selbst warf ich vor, ihr nicht energischer den Hof gemacht zu haben, obwohl drei Heiratsanträge nach der Definition eines jeden Mannes wohl als energisch genug betrachtet werden sollten.

Also dachte ich, während der Ankläger der Krone die Geschworenen davon zu überzeugen suchte, mich zu verurteilen, an Miriam. Außerdem dachte ich – auch wenn ich vor Sehnsucht und Melancholie vergehe, bleibe ich doch immer ein Mann – an die Frau mit den goldgelben Haaren.

Es darf nicht verwunderlich anmuten, dass meine Gedanken zu anderen Frauen abschweiften. In dem halben Jahr nach Miriams Hochzeit hatte ich sehr wohl Ablenkung gesucht; nicht um zu vergessen, verstehen Sie mich bitte richtig, sondern mit dem Ziel, das Gefühl meines Verlustes besser auskosten zu können. In dieser Absicht hatte ich mich hauptsächlich den Lastern hingegeben, und diese Laster bestanden in erster Linie aus Frauen und Alkohol. Zu meinem großen Bedauern konnte ich mit dem Glücksspiel nicht viel anfangen, fanden doch die meisten Männer im Kreise meiner Bekannten dieses Laster nicht minder zerstreugend als die beiden von mir favorisierten – wenn nicht gar noch mehr. Aber ich hatte in der Vergangenheit in dieser Hinsicht schon einmal einen zu hohen Preis bezahlt und viel Geld verloren, so dass ich nicht recht nachzuvollziehen vermochte, welchen Unterhaltungswert ein paar raffgierige Hände haben sollen, die einen Stapel Geld einsammeln, der kurz zuvor noch mir gehört hat.

Alkohol und Frauen. Das waren Laster nach meinem Geschmack, wobei keines von beiden von besonders ausgewiesener Qualität sein musste. Mir war nicht danach, mich übermäßig wählerisch zu geben. Trotzdem fiel mir diese eine Frau auf, die ganz außen in einer der Bankreihen saß, eine Frau,

die meine Aufmerksamkeit in einem Maße erregte, wie sonst kaum etwas in jenen finsternen Tagen. Sie hatte strohblondes Haar, ihre Augen strahlten in der Farbe der Sonne selbst. Sie war nicht schön im üblichen Sinne, aber sie war hübsch, und sie tat ein wenig keck mit ihrer spitzen Nase und dem leicht vorspringenden Kinn. Obwohl sie keine große Dame war, kleidete sie sich wie eine Frau mittleren Standes, ordentlich, aber ohne Flair oder besondere Zugeständnisse an die Mode. Stattdessen erlaubte sie der Natur das, was ihrem Schneider versagt blieb, und stellte der Welt in einem tief ausgeschnittenen Mieder einen verwirrend ausladenden Busen zur Schau. Kurz gesagt, sie hatte nichts an sich, was mich davon abgehalten hätte, mich in einem Alehaus oder einer Taverne ihrer Reize zu erfreuen, aber auch nichts, was meine Aufmerksamkeit dermaßen hätte fesseln dürfen, während vor Gericht gerade über mein Leben verhandelt wurde.

Abgesehen von der Tatsache, dass sie ihren Blick nicht von mir nahm. Keine einzige Sekunde lang.

Natürlich sahen mich auch andere Leute an – mein Onkel und meine Tante voller Mitleid und vielleicht auch ein wenig ermahmend, meine Freunde mit Angst, meine Feinde voller Schadenfreude, Fremde mit unbarmherziger Neugier –, aber diese Frau fixierte mich mit einem verzweifelten, fast gierigen Ausdruck. Als sich unsere Blicke trafen, reagierte sie weder mit einem Lächeln noch mit Missbilligung, sondern erwiderte meinen Blick lediglich auf eine Weise, als hätten wir bereits ein ganzes Leben miteinander verbracht, so dass es zwischen uns keiner Worte bedurfte. Ein unbeteiligter Beobachter hätte uns für Eheleute oder für ein Liebespaar gehalten, aber ich hatte sie, soweit mich meine Erinnerung – die in den vergangenen sechs Monaten exzessiver Sauferei nicht die verlässlichste gewesen war – nicht täuschte, noch nie zuvor gesehen. Ihr rätselhafter Blick nahm von all meinen Gedanken Besitz, weit mehr als das Rätsel, weshalb ich überhaupt

des Mordes an einem Hafenarbeiter angeklagt wurde, von dem ich bis zwei Tage vor meiner Festnahme noch nie etwas gehört hatte.

Als der Ankläger, ein alter Knabe namens Lionel Antsy, Jonathan Wild in die Zeugenbank rief, verwandelte sich der jetzt stärker fallende Regen in kleine Eisstückchen. In jenem Jahr, 1722, hielten weite Kreise diesen berüchtigten Verbrecher immer noch für das einzig ernst zu nehmende Bollwerk gegen die marodierenden Horden von Dieben und Straßenräubern, die unsere Hauptstadt unsicher machten. Bei unserer Tätigkeit, dem Einfangen von Dieben und anderen Tüchtigten, waren er und ich schon seit langem Konkurrenten gewesen, denn unsere Methoden waren recht unterschiedlich. Ich war der Ansicht, dass mir, wenn ich ehrenhaften Leuten dabei half, ihre verloren gegangenen Besitztümer wiederzubeschaffen, eine ordentliche Belohnung für meine Mühen zustand. Zugegeben, meine Arbeit war nicht immer nur von hehren Grundsätzen geleitet. Ich war bereit, flüchtige Schuldner ausfindig zu machen, meine Fähigkeiten, die ich als professioneller Faustkämpfer im Ring erworben hatte, einzusetzen, um rühdigen Schurken eine Lektion zu erteilen (sofern sie in meinen Augen einer solchen Behandlung bedurften), und Männer, bei denen eine solche Behandlung erforderlich war, einzuschüchtern und ihnen einen tüchtigen Schrecken einzujagen. Niemals hätte ich Leuten, die eine solch grobe Behandlung nicht verdienten, etwas angetan, und es war sogar bekannt, dass ich – stets verbunden mit einer entschuldigenden Ausflucht gegenüber meinen Auftraggebern – den einen oder anderen Schuldner hatte laufen lassen, wenn er mir glaubhaft von einer am Hungertuch nagenden Frau und kranken Kindern erzählen konnte.

Wild hingegen war ein skrupelloser Halunke. Er schickte seine Diebe aus, damit sie Sachen klauten, die er den Eigentümern anschließend zum Rückkauf anbot, wobei er die

ganze Zeit über so tat, als sei er die einzige Stimme der armen Opfer Londons. Seine Methoden waren, das gebe ich gern zu, weitaus profitabler als die meinen. Kaum ein Beutelschneider in London füllte sich die Taschen, ohne dass Wild seinen Anteil daran hatte. Kein Mörder konnte seine blutverschmierten Hände vor Wilds strengem Blick verbergen, selbst wenn der große Diebesfänger den Mord selbst befohlen hatte. Ihm gehörten Schmugglerschiffe, die sämtliche Häfen des Königreichs anliefen, in jedem Land Europas hatte er seine Handlanger sitzen. Die Börsenspekulanten in der Change Alley wagten ohne seine Zustimmung kaum zu kaufen und zu verkaufen. Kurz gesagt, er war ein bemerkenswert gefährlicher Mann, der mir keine Liebe entgegenbrachte.

Mehr als einmal waren wir bei unseren unvereinbarten Geschäftspraktiken aneinander geraten, auch wenn sich diese Konflikte eher unterkühlt als überhitzt abspielten. Wir umkreisten einander wie Hunde, die es mehr aufs Bellen denn aufs Beißen anlegten. Dessen ungeachtet durfte ich nicht daran zweifeln, dass Wild diese Gelegenheit, an meinem Verderben mitzuwirken, freudig wahrnehmen würde. Da er seine Karriere darauf aufgebaut hatte, vor jedem Geschworenen, der bereit war, ihm zuzuhören, einen Meineid zu leisten, war ich nun lediglich auf die Schwere seiner Anschuldigung und die Leidenschaft gespannt, mit der er sie vorbringen würde.

Mr. Antsy hinkte auf den Zeugen zu und beugte sich nach vorne, um den gefrorenen Regen nicht direkt ins Gesicht zu bekommen. Er sah aus, als sei er irgendwas zwischen fünfzig und hundert Jahre alt, hager wie der Tod selbst. Die Haut hing ihm wie ein leerer Weinschlauch vom Gesicht, und sein Kopf wackelte über dem massigen Mantel hin und her. Seine vom Regen schwere Perücke saß ihm schief auf dem Schädel und befand sich in einem dermaßen grauenhaften Zustand, dass man zu dem Schluss kommen musste, er habe sie beim Trödler in Holborn gekauft, wo ein Mann für drei Pence ein-

mal blind in eine Kiste mit gebrauchten Perücken greifen durfte. Da er sich an diesem Morgen, und wahrscheinlich auch am Morgen davor, nicht die Mühe gemacht hatte, sich zu rasieren, war sein Gesicht reichlich mit fusseligen weißen Stoppeln überzogen, die durch den zerfurchten Acker seines Gesichts ans Tageslicht stießen.

»Also, Mr. Wild«, sagte er mit seiner schrillen, zittrigen Stimme, »Sie sind hierher einbestellt worden, um hinsichtlich des Charakters des Mr. Weaver auszusagen, und weil sie allgemein als so etwas wie ein Experte in kriminellen Angelegenheiten gelten, sozusagen als Gelehrter der Philosophie des Verbrechens. Auch ich sehe mich manchmal als solchen«, sagte er in seinem ländlichen Akzent, der so heftig war, dass die Geschworenen sich nach vorne beugten, als könnte größere Nähe ihnen helfen, ihn besser zu verstehen. Wild, auf den der Regen kaum zu fallen wagte, saß aufrecht da und lächelte Mr. Antsy beinahe mitleidig an. Wie konnte ein alter Winkeladvokat wie Antsy anderes als Verachtung in einem Mann hervorrufen, der seine eigenen Diebe ohne mit der Wimper zu zucken an den Galgen schickte, um die vom Staat ausgeschriebenen vierzig Pfund Belohnung zu kassieren?

»Entspricht es ebenso den Tatsachen, Sir, dass Sie weithin als der in unserer Stadt erfolgreichste Aufspürer von Dieben und Einbrechern angesehen werden?«

»So ist es«, antwortete Wild mit unverhohlenem Stolz. Auch der König der Diebesfänger wechselte allmählich ins fortgeschrittene Alter hinüber, wirkte in seinem schmucken Anzug und mit der adretten Perücke aber immer noch sehr ansehnlich und vital. Außerdem nannte er ein trügerisch freundliches Gesicht mit großen Augen, rundlichen Wangen und einem herzlichen, onkelhaften Lächeln sein Eigen, das die Leute für ihn einnahm und ihm sofort ihr Vertrauen einbrachte. »Ich bin als der Oberste Diebesfänger bekannt und trage diesen Titel sowohl mit Stolz als auch mit Ehre.«

»Und in dieser Eigenschaft sind Sie mit den vielfältigsten Aspekten der Welt des Verbrechens in Berührung gekommen?«

»Ganz recht, Mr. Antsy. Die meisten Leute wissen, dass sie am besten mich aufsuchen, sollten sie einen wichtigen Gegenstand verloren haben oder den Urheber eines Verbrechens, wie abscheulich auch immer, dingfest zu machen wünschen.«

Keine Gelegenheit ist erbärmlich genug, um daraus nicht noch persönlich Kapital zu schlagen, dachte ich. Wild wollte mich nicht nur hängen sehen, sondern bei dieser Gelegenheit zugleich für sich selbst ein bisschen Reklame in den Zeitungen schinden.

»Dann halten Sie sich also für sehr vertraut mit den kriminellen Machenschaften in unserer Hauptstadt?«, fragte Mr. Antsy.

»Ich bin mittlerweile seit vielen, vielen Jahren in diesem Geschäft tätig«, antwortete Wild. »Nur wenige Angelegenheiten auf dem Gebiet der Kriminalität entgehen meiner Aufmerksamkeit.«

Er verschwieg, dass er die Angelegenheiten auf dem Gebiet der Kriminalität deshalb so genau kannte, weil im Allgemeinen er oder seine Handlanger sie zu verantworten hatten.

»Dann berichten Sie uns doch bitte«, fuhr Antsy fort, »inwieweit Mr. Weaver in Zusammenhang mit dem Tod von Walter Yate steht.«

Wild überlegte einen Augenblick. Ich starrte ihn an. Ich tat mein Möglichstes, um ihm ohne Worte mitzuteilen, dass er wissen müsste, dass ich niemals verurteilt würde, und dass ich, sollte er auf den Gedanken kommen zu versuchen, mich ans Messer zu liefern, die Sache nicht auf sich beruhen lassen würde. Noch ein Schritt, übermittelte ihm mein Blick, und du rennst in dein eigenes Verderben. Wild erwiderte meinen Blick und nickte kaum wahrnehmbar. Ein Zeichen, das ich nicht zu ergründen wusste. Dann wandte er sich an Antsy.

»Darüber kann ich Ihnen so gut wie nichts berichten«, sagte er.

Antsy öffnete den Mund, aber es dauerte einen Moment, bis er merkte, dass die Antwort, die er erhalten hatte, keineswegs diejenige war, mit der er gerechnet hatte. Er drückte mit Daumen und Zeigefinger auf den Nasenrücken, als wollte er dort Wilds Antwort auf die gleiche Weise herausquetschen, mit der ein Mostmacher den Saft aus einem Apfel quetscht. »Was wollen Sie damit sagen, Sir?«, fragte er mit zittriger Stimme, die eine Spur schriller klang als zuvor.

»Nur dass ich hinsichtlich des Todes von Yate oder Weavers mutmaßlicher Verwicklung darin nichts weiß«, antwortete Wild lächelnd. »Ich weiß nur das, was ich in der Zeitung gelesen habe. Mein Ziel ist es, die Wahrheit hinter all diesen schrecklichen Verbrechen aufzudecken, aber ich komme nicht hinter jedes Geheimnis. Ich werde mich aber darum bemühen, das verspreche ich Ihnen.«

Daran, wie Antsys Gesicht nach unten rutschte, konnte jeder Zuschauer der Verhandlung sehen, dass der Anwalt etwas völlig anderes von Wild erwartet hatte. Vielleicht einen Vortrag über die Gefahr, die ich für London darstellte. Eine Aufzählung meiner früheren Verbrechen. Eine Liste der Abscheulichkeiten, in die er mich schon seit langem verwickelt glaubte. Aber Wild spielte ein anderes Spiel, eines, das mich völlig verwirrte.

Antsy blickte auf und verzog das Gesicht. Er holte tief Luft, blähte seine Brust beinahe zu der Größe eines normalen Mannes auf und entblöbte die Zähne zu einem tödlichen Grinsen. »Halten Sie Weaver für einen verwerflichen Menschen, der durchaus dazu in der Lage wäre, ohne jeden Grund einen ihm völlig fremden Menschen zu töten? Für einen Menschen, der also imstande wäre, Walter Yate umzubringen? Entspricht es nicht der Wahrheit, dass Sie mit Sicherheit *wissen*, dass er Walter Yate ermordet hat?«

»Ganz im Gegenteil«, erwiderte Wild, froh gelaunt wie ein Anatomielehrer, den man gebeten hat, etwas über die Geheimnisse der Atmung zu erzählen. »Ich halte Weaver für einen Ehrenmann. Er und ich sind keine Freunde, und, ehrlich gesagt, sind wir in geschäftlichen Dingen oft Konkurrenten. Aber wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, würde ich Weaver eher als einen miserablen Diebesfänger bezeichnen, der dem Staat und denjenigen, die ihn bezahlen, keinen guten Dienst erweist. Aber in diesem Geschäft miserabel zu sein bedeutet noch lange nicht, dass man auch ein schlechter Mensch ist, ebenso gut könnte man einen Flickschuster einen schlechten Menschen nennen, bloß weil er Schuhe anfertigt, die kneifen. Ich habe keinen Grund, Weaver oder irgendeinen anderen hier Anwesenden dieses Verbrechen zu verdächtigen. Nach allem, was ich weiß, könnten Sie ebenso schuldig sein wie er.«

Antsy wirbelte zu Richter Piers Rowley herum, der Wild mit der gleichen Verwunderung ansah wie der Anwalt. »Euer Ehren«, beschwerte sich Antsy, »das ist nicht die Aussage, die ich erwartet habe. Mr. Wild sollte über Weavers Verbrechen und Grausamkeiten berichten.«

Der Richter wandte sich dem Zeugen zu. Wie Antsy war auch er über die besten Jahre hinaus, doch mit seinem großen Gesicht und dessen gesund wirkender rötlicher Farbe stand ihm das Alter besser als dem Anwalt. Antsy sah aus, als mangelte es ihm an Nahrung aller Art, wohingegen der Richter den Eindruck machte, als bekäme er von allem mehr als nur seinen Anteil. Seine gewaltigen Hängebäckchen, die von Bier und Roastbeef zeugten, bliesen sich wie bei einem dicken Kind auf.

»Mr. Wild«, sagte Rowley zu dem Zeugen, »Sie werden Mr. Antsy nun die von ihm gewünschte Aussage liefern.«

Eine derartige Reaktion hatte ich nicht erwartet. Ich kannte ihn zwar so gut wie überhaupt nicht, hatte Rowley in

der Vergangenheit aber immer dann beobachtet, wenn ich vorgeladen war, um gegen die Spitzbuben auszusagen, zu deren Ergreifung ich beigetragen hatte. Von daher hatte ich ihn immer für so fair und ehrenhaft gehalten, wie man es von einem Mann seiner Profession eben erwarten durfte. Er nahm nur selten Schmiergelder an, und auch dann nur, wenn er eine Entscheidung absichern wollte, die er ohne finanziellen Ansporn ebenso gefällt hätte. Mir war eher aufgefallen, dass er seine Rolle als Fürsprecher des Angeklagten ernst nahm, und als ich erfuhr, dass er meiner Verhandlung vorsitzen sollte, war ich gewissermaßen erleichtert gewesen. Allem Anschein nach war mein Optimismus fehl am Platze gewesen.

»Ich bitte um Entschuldigung, Euer Ehren«, antwortete Wild, »aber ich kann nicht seinen Erwartungen entsprechend antworten. Nachdem ich einen Eid geschworen habe, nichts als die Wahrheit zu sagen, vermag ich nicht anders zu handeln.«

Die Situation entbehrte nicht einer gewissen Komik. Wild empfand geleisteten Eiden gegenüber nicht mehr Verpflichtungen als ein Franzmann gegenüber sauberer Bettwäsche. Und doch saß er dort und handelte sich lieber den Zorn des Anklägers und eines Richters ein, als schlecht von mir zu sprechen. Wild, der weitaus mehr Zeit vor Gericht verbrachte als ich, wusste mit Sicherheit von Rowleys Temperament. Er musste einfach wissen, dass der Richter ein Mann war, der mehr Wert auf sein Ansehen legte als so manch anderer und eine Beleidigung seiner Autorität nicht so einfach durchgehen lassen würde. Indem er derart zu meiner Verteidigung antrat, riskierte Wild beträchtliche Nachteile für sich selbst und seine Geschäfte, sah er sich doch bei zukünftigen Verhandlungen selbst Rowleys Feindseligkeit ausgesetzt. Nachdem das Leisten von Meideiden zu seinen wichtigsten Einkommensquellen gehörte, konnte ihm ein feindlich gesonnener Richter das Leben empfindlich unangenehm machen.

Antsy begriff die Situation nicht besser als ich. Er rieb sich den Regen aus dem Gesicht und sagte: »Wenn er sich weigert, die Wahrheit zu sagen, dann muss ich nichts weiter von ihm hören. Sie können gehen, Mr. Wild.«

Ich erhob mich. »Entschuldigung, Euer Ehren, aber ich hatte noch keine Gelegenheit, den Zeugen zu befragen.«

»Keine weiteren Fragen an den Zeugen.« Rowley schlug mit dem Hammer auf den Tisch.

Wild trat aus dem Zeugenstand und zwinkerte in meine Richtung. Ich sah ihn nur ausdruckslos an.

Meine hübsche strohblonde Verehrerin weinte in den Ärmel ihres Mantels, und sie war in ihrer Bestürzung nicht allein. Die Zuschauer reagierten sofort mit Zischen und höhnerischen Rufen, und schon flogen die ersten Apfelbutzen in unsere Richtung. Ich war beim Pöbel nicht so beliebt, dass er Beleidigungen meiner Person nicht zugelassen hätte, aber dieser Pöbel konnte sehr wohl zwischen Recht und Unrecht unterscheiden, und der Abschaum dieser Stadt sieht nicht ruhig zu, wenn ein Mitmensch vor dem Gesetz eine ungerechte Behandlung erfährt. Nicht zu Zeiten, in denen die Arbeit rar und das Brot teuer ist. Rowley hingegen blickte auf eine jahrelange Erfahrung mit derlei Ausbrüchen zurück und pochte noch einmal mit dem Hammer, diesmal mit einer Autorität, die auf der Stelle Ruhe einkehren ließ.

Ich war nicht so leicht zu beruhigen. Unser Rechtssystem gesteht einem Angeklagten keinen Anwalt zu, weil allgemein davon ausgegangen wird, dass der Richter als sein Advokat handelt. Es kommt jedoch des Öfteren vor, dass der Beklagte es mit einem unfreundlichen Richter zu tun hat und deshalb ohne jeden Schutz dasteht. Ich hatte noch nie zuvor Grund gehabt, die Unbilligkeiten unseres Systems zu beklagen, da ich für gewöhnlich in der Position dessen war, der den Beklagten verurteilt haben wollte, damit ich meinen Anteil einstreichen konnte; selbstverständlich auch, um der Gerechtig-

keit Genüge zu tun. Jetzt hingegen konnte ich nicht einmal meine eigenen Zeugen aufrufen, sie nach Belieben befragen oder mich angemessen verteidigen. Richter Piers Rowley, ein Mann, den ich nur aus der Ferne kannte, schien es darauf abgesehen zu haben, mich zu vernichten.

Als Nächsten rief Antsy einen gewissen Spirit Spicer auf, einen Burschen, von dem ich noch nie gehört hatte – und wie hätte ich einen so außergewöhnlichen Namen je vergessen können? Er war noch jung, ein einfacher Arbeiter, ganz eindeutig ein Vertreter der unteren Stände. Spicer hatte sich, so gut es ihm möglich war, herausgeputzt, aber seine Jacke war an mehreren Stellen zerrissen und seine Kniehosen auf eine Weise fleckig, dass es jedem Mann von Stand gelinde gesagt äußerst peinlich gewesen wäre. Er hatte sich für die Verhandlung die Haare geschnitten und dabei, wie ich vermutete, eine stumpfe Klinge benutzt, so dass er aussah, als wäre er mit dem Kopf in eine Getreidemühle geraten.

Nach einer unnötig in die Länge gezogenen Folge belangloser Fragen (zweifellos, um nach dem unglücklichen Auftritt mit Wild wieder Tritt zu fassen) enthüllte Antsy, dass sich Spicer am Tag von Yates Tod auf den Docks von Wapping aufgehalten habe und behauptete, Zeuge der Auseinandersetzung an jenem Nachmittag sowie des Mordes selbst gewesen zu sein. »Ich habe diesen Mann dort gesehen«, sagte Spicer und zeigte auf mich. »Er hat diesen Yate umgebracht. Er hat ihn geschlagen, ganz recht. Und dann hat er ihn umgebracht. Hat immer wieder auf ihn eingepregelt.«

»Sind Sie sich dessen absolut sicher?«, fragte Antsy. Seine Stimme klang triumphierend. Sein Zeuge reagierte wie gewünscht. Der Regen hatte ein wenig nachgelassen. Die Welt meinte es wieder gut mit ihm.

»Ich war mir schon lange nicht mehr so sicher, da müsste ich echt lange überlegen«, versicherte ihm Spicer. »Weaver

war's, so viel ist sicher. Ich war nah genug dran, um alles zu sehen, und gehört hab ich auch alles. Ich hab gehört, was Weaver gesagt hat, bevor er es getan hat. Hab seine hämischen und gehässigen Worte gehört, doch, ganz bestimmt.«

Der alte Anwalt blinzelte in offensichtlicher Verwirrung, fuhr aber unbeirrt fort. »Und was hat Mr. Weaver gesagt?«

»Er hat gesagt: ›So ergeht es allen, die sich Ärger mit dem Mann einhandeln, der Johnson genannt wird.‹ Genau das hat er gesagt. Eindeutig. *Johnson*. Den Namen hat er genannt.«

Ich hatte keine Ahnung, wer dieser Johnson sein sollte, und allem Anschein nach Antsy ebenso wenig. Er sperrte den Mund auf, um etwas zu sagen, überlegte es sich dann aber anders und wandte sich ab, wobei er verkündete, er habe keine weiteren Fragen, und setzte sich wieder auf seinen Platz.

»Johnson«, wiederholte Spicer.

Richter Rowley wandte sich an mich. »Mr. Weaver, möchten Sie dem Zeugen vielleicht die eine oder andere Frage stellen?«

»Es freut mich zu hören, dass Mr. Spicer auf der Liste derjenigen Zeugen steht, die ich befragen darf, was ich durchaus zu tun beabsichtige«, sagte ich. Ich bedauerte meine Worte in dem Moment, in dem ich sie aussprach, aber sie verhalfen mir zu einem Lacher von der Tribüne, woraus ich ein wenig Trost zog. Rowley hatte gezeigt, dass er gegen mich eingenommen war, aber ich war immer noch dumm genug zu glauben, dass sich seine Haltung bald ändern würde. Während meiner Woche im Gefängnis war mir kaum Gelegenheit geboten worden, Nachforschungen hinsichtlich Yates Tod anzustellen, aber ich hatte meinen guten Freund Elias Gordon in der Stadt herumgeschickt, damit er für mich Fragen stellte, und ich vertraute darauf, dass das, was er herausgefunden hatte, diese Farce schon bald beenden würde.

Ich warf einen kurzen Blick zu dem Bereich der Tribüne, wo Elias saß, und sah, dass er heftig nickte; sein schmales Ge-

sicht war vor Freude ganz erregt. Es war an der Zeit, einen tödlichen Schlag gegen diese Missachtung der Gerechtigkeit zu führen.

Ich erhob mich von meinem Platz, streifte das Eis von der Jacke und ging auf den Zeugen zu. »Sagen Sie mir eins, Mr. Spicer. Sind Sie jemals einem Mann namens Arthur Groston begegnet?«

Vielleicht hatte ich erwartet, dass Spirit Spicer rot anlauen würde, dass er blass werden oder anfangen würde zu zittern. Er könnte sich dazu hinreißen lassen abzustreiten, einen Mr. Groston zu kennen, in welchem Falle ich ihm so lange hätte zusetzen müssen, bis er es zugab. Doch Spicer dachte weder daran, Widerstand zu leisten, noch verspürte er, so sein Gesicht auch nur den geringsten Rückschluss auf sein Herz zuließ, auch nur die Spur eines schlechten Gewissens. Sein frommes, offenes Grinsen zeigte der ganzen Welt nichts weiter als einen Burschen, der sich darum bemüht, jedem, der so freundlich ist, ihm eine Frage zu stellen, diese auch aufrichtig zu beantworten. »Aye, ich bin Mr. Groston begegnet. Mehr als einmal.«

Die Freimütigkeit seines Geständnisses verwunderte mich, aber ich drängte trotzdem weiter. »Hat Ihnen Mr. Groston bei diesen Gelegenheiten jemals Geld angeboten, damit Sie ihm einen Dienst erweisen?«

»Aye, allerdings. Mr. Groston ist außerordentlich großzügig, das kann man wohl sagen, und er kümmert sich auch um mich. Schon weil seine Cousine eine Freundin meiner Mutter ist, Sir. Er findet es richtig, meine Familie zu unterstützen, Sir, und meine Familie findet das auch richtig, und deshalb hat er mir immer wieder mal aus der Patsche geholfen.«

Ich lächelte den Burschen an. Wir waren hier unter Freunden. »Wie würden Sie die Dienste beschreiben, die Mr. Groston von Ihnen verlangt hat?«

»Ich würde sie als großzügig und freundlich beschreiben«,